



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon.

Wenn man dem alten Sphylax zugemuthet hätte, seinem grimmigen Haß gegen Antonio dadurch Genüge zu thun, daß er sich selbst aus seinem Leibe ein Pfund Fleisch ablöse und dasselbe einem Dritten schenke, er würde solchen Vorschlag als ein höchst unsinniges Geschäft verworfen haben. Was dem Juden von Venedig nicht möglich gewesen wäre, hat das erlauchte Haus der Lothringer mit besonderer Behendigkeit zuwege gebracht. Es hat gethan, was in der Geschichte bis jetzt, soweit uns Kunde von Kämpfen um Land und Leute überliefert ist, noch nie erhört war: eine große Provinz, um die es vor wenig Wochen ungeheure Rüstungen machte und Krieg für Sein und Nichtsein begann, ist von ihm weggeschenkt, „ohne Bedingungen“, nicht einer der beiden Mächte, mit denen es im Kampfe war, sondern einer dritten, neutralen Macht. Die Gemüthsstimmung, in welcher dies geschah, hat große Aehnlichkeit mit der eines Knaben, der den Apfel, um den er sich mit zweien rauft, einem dritten giebt, damit seinem Gegner die Freude verdorben werde und der dritte zu Hilfe komme.

Doch jeder Vergleich wird lahm gegenüber solchem Schritte. Es war eine klägliche Stunde, als man in der Hofburg durch tödtlich gekränkten Stolz und im Schreck über eine ungeheure Niederlage sich verleiten ließ, einem leisen Flüstern, welches von Paris her in das kaiserliche Ohr drang, nachzugeben. Denn diese Stunde hat vor ganz Europa nicht nur eine würdelose Schwäche der kaiserlichen Regierung documentirt, noch etwas Schlimmeres. Eine Regierung, welche in solcher Weise über Millionen Menschen verfügt, welche sie durch Jahrzehnte festgehalten hat, weil die Zugehörigkeit für das Wohl des Ganzen unentbehrlich sei, paßt nicht mehr in das moderne Staatsleben Europas. Ihre Anschauungen von dem Recht der Fürsten gegenüber den Völkern sind aus abgelebter Zeit, und solche dynastische Auffassung vermag nicht mehr die Ehre und Selbständigkeit ihrer eigenen Völker zu wahren.

Das ist ihre Sache, und es ist Sache der Oestreicher, Ungarn und Slaven, wie sie diese Art von Demüthigung ertragen. Denn es giebt noch manches

Gebiet im Kaiserstaat, welches in ähnlicher Weise weggeschenkt werden kann, Galizien und die Bukowina an Rußland, vielleicht auch Dalmatien an Italien, Nordböhmen an Sachsen und Tirol an Bayern; die Menschen, welche in diesen Ländern leben, sind erinnert worden, daß sie der Hofburg in Wien ungefähr so viel bedeuten als das Inventarium eines entlegenen Vorwerks auf tief verschuldetem Gute, welches der heruntergekommene Besitzer mit Achselzucken veräußert, verschenkt oder verspielt.

Wir aber haben wenig Ursache zu fragen, ob die Schenkung Venetiens an Frankreich männlich und anständig war, nur wie weit sie dem Vortheil Oesterreichs dient und seinen Feinden schadet, deren Sache die unsere ist. Ohne Zweifel war dieser Act ein sinnreiches Mittel, die kaiserliche Regierung aus der großen Verlegenheit des Augenblicks herauszuheben und Preußen wie Italien in Verlegenheit zu setzen. Kaiser Napoleon ist dadurch in einer Weise captivirt worden, welcher sowohl seine Persönlichkeit als die Eitelkeit der Franzosen schwer widerstehen wird; von der Rolle des Vermittlers wird er Schritt für Schritt zur bewaffneten Intervention im Interesse Oesterreichs getrieben werden, der Siegeslauf der preussischen Armee wird gehemmt, Oesterreich erhält Gelegenheit sein Heer zu reorganisiren, das italienische Heer heranzuziehen, Preußen sieht sich jetzt in Gefahr eines Krieges sowohl mit Oesterreich, den deutschen Südstaaten als mit Frankreich, der Conflict der kämpfenden Interessen erhält eine Ausdehnung, welche alle Großmächte Europas zur Theilnahme zwingt, und diese Theilnahme droht, im Ganzen betrachtet, den Ansprüchen Preußens nicht günstig zu sein.

Das sieht jedermann ein, und wenn Oesterreich nichts weiter wollte, als einen Dämpfer auf die Friedenshoffnungen des preussischen Volkes setzen, so hat es vorläufig diesen Zweck erreicht.

Aber welcher dauernde Nutzen soll ihm selbst aus der Schenkung hervorgehen? Zunächst hoffte es dadurch seine Stellung in Deutschland zu retten, aber grade diese hat es nach menschlichem Ermessen unrettbar verdorben. Ueber die Köpfe seiner Bundesgenossen, die Könige ausgenommen, hinweg, derselben Bundesgenossen, welche aus einem Abhängigkeitsgefühl von dem allmächtigen Oesterreich ihre Geldkräfte, das Blut ihrer Soldaten, ihre eigene Existenz auf das Spiel gesetzt haben, ruft es Frankreich zum Schiedsrichter in den deutschen Streit herein. Es war ihm nicht der Mühe werth, die verhängnißvolle Maßregel, welche über die Geschicke Deutschlands entscheiden soll, sämmtlichen Regierungen der bamberger Conferenz vorzulegen; ohne es zu wissen und zu wollen, werden die Herren, welche für ihre Souveränitätswünsche Schutz bei Oesterreich suchten, der Protection Frankreichs überliefert. Wir kennen eine und die andere Regierung Süddeutschlands, welcher diese demüthigende Behandlung, die sie zu einem stummen Vasallen des Kaiserstaats degradirt, ganz recht ist, denn es fehlt uns nicht an Dynastien, welche sich lieber unter dem Purpurmantel Napoleons

bergen, als einen Bundesstaat mit Preußen ertragen. Aber weiß man in der Burg, daß solche Verkehrtheit des Urtheils an allen Höfen übermächtig ist? Hat man die Ueberzeugung, daß der Thronfolger von Darmstadt die Beleidigung demüthig ertragen wird, um gar nicht von Baden zu reden, welches ohnedies nur widerwillig dem Zwange nachgab? War man so überzeugt, daß in keinem dieser Fürstenhöfe noch ein Funke von deutschem Fürstenstolze aufglühen könne, der die Kläglichkeit dieses Vasallenthums fühlbar macht?

Doch gesetzt, man sei der Dynastien sicher, ihrer Kraftlosigkeit und Willenlosigkeit, meint man denn auch die öffentliche Meinung in Deutschland mit dem Schritte versöhnen zu können? Wir haben in dieser Stunde keine Ursache, mit dem politischen Urtheil der Süddeutschen zufrieden zu sein, ein ungerechtfertigter Preußenhaß befängt dort auch viele Verständige; aber es hieße allzu niedrig denken von dem Ehrgefühl unserer deutschen Landsleute, wenn man glauben wollte, daß sie ein solches Hereinrufen Frankreichs in die deutschen Händel ohne tiefes und bitteres Wehgefühl ertragen. Was die preussischen Siege nicht vermochten, das hat jetzt Oestreich selbst gethan, es hat ihnen die Augen geöffnet über den Schutz, den sie von dem Kaiserstaat für ihre Nationalität zu hoffen haben, und über den Werth einer Bundesgenossenschaft, der sie sich so vertrauend hingaben. Es ist eine jämmerliche Lage, in welche die östreichische Klugheit unsere vertrauenden Landsleute im Süden gebracht hat; schon verfügt eine französische Zeitung, welche dafür gilt, stille Gedanken des Kaisers Napoleon auszuplaudern, über Oberbayern, einen Theil Schwabens und das badische Oberland als Entschädigungsgebiet für das kaiserliche Oestreich. Wer kann zweifeln, daß die Regierung, welche einen Theil ihres Reiches verschenkt hat, mit derselben Leichtigkeit Landgebiet früherer Bundesgenossen annehmen werde, die ihm schon jetzt für treulos gelten, weil sie die blitzschnellen Niederlagen der östreichischen Macht nicht aufzuhalten vermochten.

Und für dieses System sollen Bayern, Badenser und Hessen unterdeß ihr Blut im Felde vergießen in unnützem Kampfe? Ihren Regierungen war die Neutralität geboten und Garantie des Landbesitzes, sie haben den Krieg gewählt, weil sie Oestreich nicht von dem Bundesvertrag ausschließen wollten, den ihnen Preußen anbot. Jetzt hat ihnen Oestreich dieses Opfer gelohnt in seiner Weise, es hat die Zukunft ihrer Staaten abhängig gemacht von dem Kaiser der Franzosen, und die Presse schleudert ihnen ins Gesicht, daß sie Verräther oder doch werthlose Bundesgenossen seien.

Die einzelnen Heerkörper unsrer Landsleute in Süddeutschland sind sehr tüchtig und den Preußen steht ernste Arbeit bevor, wenn das Widerwärtige unvermeidlich wird und im Süden des Mains ein deutscher Stamm gegen den andern kämpfen muß, die Truppen haben keine Schuld daran, daß hastige Politik ihrer Cabinete schneller in den Krieg getrieben hat, als der Friedenszustand

der Bataillone erlaubte. Aber die österreichische Presse hat doppeltes Unrecht, wenn sie den Süddeutschen vorwirft, daß größere Schnelligkeit ihrer Truppen die Entscheidung in Böhmen verhindert haben würde. Denn in Preußen war man fest entschlossen, alle Macht zu starken Schlägen gegen Oestreich zu concentriren, ohne Rücksicht darauf, welche Fortschritte unterdeß eine süddeutsche Armee machen würde. Und wenn die Bayern die Elbe überschritten hätten und bis Berlin vorgeedrungen wären, Preußen hätte die schädliche Promenade und das Zeitungsgeräusch kalt ertragen und die österreichische Armee nicht losgelassen. Denn seine richtige Kriegsberechnung war, daß es nach Befestigung des größern Heeres auch dem achten Armeecorps und den Bayern überlegen sein würde, und es war in den Krieg gegangen mit dem Bewußtsein, daß der Staat die Existenz daran setzen müsse. Daß die süddeutschen Heere bis jetzt nicht in großer Schlacht an der Elbe mit den Preußen zusammestießen, hat auf das Geschick des Kaiserstaats keinen nennenswerthen Einfluß gehabt. Für Deutschland aber ist es ein großes Glück, es hat zwischen Verwandten Blut erspart und erleichtert eine Versöhnung.

Die neue Wendung der österreichischen Politik hat auch eine Wendung in Deutschland vorbereitet, den Süddeutschen ist die Möglichkeit genommen, noch länger von Oestreichs deutschem Beruf zu sprechen. Es ist dadurch aber unläugbar für Preußen wie für Deutschland eine neue Gefahr entstanden. Die Stellung des Kaiser Napoleon zu den preußischen Forderungen ist in der Hauptsache verständlich, wenn auch unbekannt ist, wie viel er zugestehen, wie viel verweigern möchte; denn die Grenzen, innerhalb deren sich seine Vorschläge bewegen können, sind deutlich. Ihm ist ein Interesse Frankreichs, daß der Dualismus in Deutschland erhalten bleibe, und er erkennt nicht, daß der Planet Preußen zur Zeit im Aufsteigen, Oestreich in cadente domo ist; er fühlt sich nach der Schenkung verbunden, die Interessen Oestreichs wahrzunehmen, und er begreift, daß dem neuen Selbstgefühl Preußens, seinem Heere und Volk beträchtliche Concessionen gemacht werden müssen, wenn er nicht in Preußen sich und seinem Sohne einen erbitterten und nicht ungefährlichen Feind großziehen will. Innerhalb dieser Grenzen werden sich die Concessionen halten, welche er als Gewährsmann Oestreichs vorzuschlagen oder zu bewilligen geneigt sein wird. Also etwa die Elbherzogthümer, einige andere Territorialvergrößerungen und einen norddeutschen Bund.

Unterdeß ist ihm bei der Provocation und hastigen Annahme der Schenkung Venetiens begegnet, was ihm schon in früherem Falle Verlegenheiten bereitet hat. Der kluge Fürst ist bei aller Bedächtigkeit doch da, wo es die Realisirung geheim gesponnener Lieblingswünsche gilt, in Gefahr, sich allzu eifrig einzusetzen. Seine Umsicht beweist er aber in bewunderungswürdiger Weise, wie er solchen Speculationsfehler einer waglustigen, vielleicht abenteuerlich combinirenden Natur

wieder gut zu machen weiß. Diesmal lockte ihn übermächtig der Wunsch, die Herrenhand über Italien zu halten, Preußen nicht zu stark werden zu lassen, für sich eine in Europa noch nicht dagewesene Herrenstellung zu gewinnen, seinem Staat ohne Kampf vielleicht eine Vergrößerung zu verschaffen. Ob er richtig die Chancen eines heftigen Krieges am Rhein berechnet hat, ferner wie England und Rußland das Geschenk Venetiens aufnehmen werden, und ob sein Frankreich denselben flaggenden Enthusiasmus bei einer ernstern kriegerischen Verwicklung bewahren wird, darf man bezweifeln. Allmählig werden auch diese Rücksichten sich vor ihm geltend machen, schon ist in seiner Presse wie zufällig der Gedanke ausgestreut, daß eine Nichtannahme des Waffenstillstandes durch die verbündeten kriegsführenden Mächte die Schenkung Venetiens hinfällig machen würde. Es ist ganz seine Weise, sich in solcher Art den Rückzug zu decken; in Wahrheit aber muß sein Wille sein, die-gewonnene Stellung so lange als irgend möglich festzuhalten. Er wird zunächst das Unloyale der österreichischen Schenkung durch die größte Freundlichkeit gegen Preußen und Italien zu decken suchen; wenn solche Diplomatie den verletzten Stolz der Kriegsführenden nicht versöhnt, werden leise Zwangsmittel folgen, Zusammenziehung größerer Truppenmassen in den stehenden Lagern, Aufstellung eines Heers, Exasperation seiner Presse. Wie weit er factisch den Zerfall mit einem widerstrebenden Preußen und Italien wagt, wird von der Haltung Englands und Rußlands abhängen. Beide Regierungen vermögen diese Art von Cession eines Landes nicht gleichgiltig anzusehen, für beide ist eine Schenkung an Frankreich beunruhigend, und es ist nicht unmöglich, daß sie eine gewisse Annäherung zwischen ihnen und Preußen vorbereitet. Ueber die Energie ihres Unwillens haben wir zur Zeit kein Urtheil. Oestreich aber hat seine Stellung in Europa verdorben, selbst wenn ihm gelänge, den preussischen Waffen in einem letzten Entscheidungskampf siegreich zu begegnen. Der Client Frankreichs hat zu erwarten, daß Rußland fortan rücksichtsloser seine Interessen im Osten verfolgt, die öffentliche Meinung, welche England regiert, ihn mit Mißtrauen und Nichtachtung behandelt.

Zur Zeit hat Italien die Gabe des Kaiser Napoleon noch nicht angenommen. Cialdini hat den Po überschritten und sucht das italienische Heer in den Besitz wenigstens eines Theils von Venetiens zu setzen. Nationaler Stolz und Bundespflicht sträuben sich dort gleichmäßig gegen die Demüthigung, welche die Schenkung Venetiens durch Frankreich auflegen würde. — Wir halten Italien allerdings für einen werthvollen Bundesgenossen der deutschen Zukunft. Aber wir glauben keine Beleidigung gegen König und Volk von Italien auszusprechen, wenn wir annehmen, daß Preußen wenig Beistand von seinem Verbündeten zu hoffen hat, und daß es in der gegenwärtigen Sachlage ganz auf den eigenen Muth und die heimischen Hilfsquellen angewiesen ist.

Preußen hat einen Kampf auf Leben und Tod begonnen, um die un-

geheuerlichen und abgelebten Zustände des alten Bundes zu beseitigen und den deutschen Staaten einen innigern Zusammenhang, dem deutschen Volke Theilnahme an der Gesetzgebung des neuen Bundes zu verschaffen. Wie hat das deutsche Volk dieses große Ziel gefördert? Der ganze Süden brennt in Preußenhaß, erst die Schlacht bei Königgrätz hat zur Vorsicht in den knabenhaften Aeußerungen dieses Hasses gezwungen. Der deutsche Norden ist gedrückt, unsicher, in seinen Stimmungen getheilt, ohne jede andere Energie, als die menschenfreundliche gegen die Verwundeten; es sieht aus, als ob alle Wärme des Gemüthes im Volke sich auf diese echt deutsche Empfindung der Einzelnen gegen Einzelne concentrirt hätte. Sachsen, Hannoveraner, sogar Hessen lassen sich leidend die preußische Besetzung ihres Gebietes gefallen, es sind überall nur Wenige, welche die Möglichkeit einer neuen bessern Zukunft mit Freude begrüßen. So lange sie ihre heimischen Dynastien hatten, empfanden sie unzufrieden Schwäche, Eigenwilligkeit oder verkehrte Maßregeln ihrer Regierungen, jetzt fühlen sie als eine Kränkung, die ihnen selbst zugesügt ist, daß ihre Regierungen durch dieselbe verhängnißvolle Politik, die sie gegen den Willen des Volkes gewählt, zerschlagen worden sind. Auch die Einsichtsvollen, welche eine Rückkehr der alten Zustände für keine Verbesserung erachten, halten sich schweigend zurück. Vom Süden ist in politischer Beziehung jetzt noch gar nichts zu hoffen. Dort war es wenigstens in Bayern und Baden vorzugsweise die beschränkte Stimmung des Volkes, welche die Regierungen zum Bündniß mit Oestreich gebracht hat. Wir kennen wohl die Gründe dieser verhängnißvollen Verblendung der öffentlichen Meinung. Vieles Gute und vieles Schwache in dem deutschen Wesen hat solche Verirrung des politischen Urtheils veranlaßt. Die Sache liegt aber jetzt so, daß es für Preußen — den Deutschen gegenüber — leichter ist, sie sämmtlich mit den Waffen zu erobern, als in einen Bundesstaat mit Zurückführung der alten Dynastien zu verwandeln.

Allerdings die Verblendung des Volks wird nicht von Dauer sein. Die Schwäche eines staatlosen Daseins wird Hunderttausenden mit jedem Tage fühlbarer, die Ueberschätzung der eigenen Wehrkraft und politischen Bedeutung, welche in Süddeutschland noch weit verbreitet ist, vermag gegenüber den Ereignissen nicht zu bestehen. Schon wird am Main als eine Schande empfunden, daß so viele wackere Truppen in einer Reichsarmee mit ruhmloser Thätigkeit und unnützem Blutvergießen hin und her marschiren, und daß edle Völker zwischen den Großmächten so hilflos liegen, wie leeres Gebiet, über welches man nach Kriegszwecken verfügt. Aber solche Erkenntniß braucht Zeit, bevor sie den Männern die Schamröthe auf die Wangen treibt, und noch mehr Zeit, bevor sie den Muth giebt, solches verkümmerte Dasein mit einem bessern zu vertauschen. Während dieser Zeit ist ein großer Theil des außerpreußischen Deutschlands für die zukünftige Gestaltung unseres Vaterlandes unkräftig. Die

Klugen haben vielleicht nichts dawider, sich von Preußen erobern zu lassen, und sie sehen mit einiger Theilnahme, daß die Preußen ihr Blut vergießen, aber Muth und Gelegenheit in der günstigen Stunde selbstthätig für Deutschland zu handeln, besitzen nur Wenige.

Wer könnte es also den Preußen verdenken, wenn sie jetzt, wo ein großer Theil der übrigen Deutschen kalt oder feindselig zu der Idee eines Bundesstaats steht, darauf verzichten, ihren Landsleuten ein Glück, das man sich nicht begehrt, aufzudringen. Welcher Deutsche könnte den Preußen etwas Stichhaltiges erwiedern, wenn sie jetzt nach dem Siege von Königgrätz sagen: Wir haben euch einen Bundesstaat geboten, wie ihr ihn seit achtzehn Jahren in Versen und Prosa, in Toasten und Kammerreden ersehnt und beschworen habt, und was habt ihr dagegen gethan? Ihr habt wie Kinder mißmuthig bei Seite gestanden, oder die Hände geballt und zornig das Gesicht verzogen, weil euch zufällig die Partei nicht recht war, welche euch und euren Nachkommen, der Gegenwart und Zukunft der Nation, das Höchste entgegnetrug, was ihr in euren Träumen zu hoffen wagtet und was ihr unentbehrlich für euren Stolz und euer Glück nanntet. Ihr habt entweder gegen uns zu den Waffen gerufen, oder ihr habt in der großen Mehrzahl thatlos zugehört, wie eure Fürsten gegen uns rüsteten; wir haben unser Blut in Strömen vergossen für das gemeinsame Interesse, und ihr gebt uns jetzt zu verstehen, sehr deutlich durch eure kalte Passivität, durch Volksgeschrei, durch die Rüstungen eurer Landesherren, daß ihr das Band, welches euch mit uns vereinigen soll, nicht begehrt. Ihr selbst habt euch das Recht genommen, Theilnehmer an dem deutschen Staat zu sein, den wir gründen. Wir werden darum alles Landgebiet, das wir gegen das Ausland zu behaupten im Stande sind, an unsern Staat ziehen und euch Andern eurem Schicksal überlassen, d. h. dem Bündniß mit Oestreich. So wollen wir unsern Bundesstaat mit den Treuen, die zu uns gehalten, einrichten und ruhig erwarten, bis die Noth, das bittere Gefühl der eigenen Ohnmacht und der Unmöglichkeit, ohne uns als Deutsche zu bestehen, euch zu uns treibt.

So könnten die Preußen mit Recht sagen und jeden Tag mit dem Kaiser Napoleon einen Frieden schließen, der ihren Landbesitz vergrößert und die größere Hälfte deutschen Gebietes ihnen verbündet. Was aber werden sie in Wahrheit thun? Oestreich hat ihnen in der gehässigsten Weise erklärt, daß es sein Principat über die deutschen Stämme nicht ohne neuen Kampf aufzugeben gewillt sei. Die Preußen ziehen unaufhaltsam in Mähren vorwärts und fordern diesen Kampf. Das Heer eines Staates von 20 Millionen Menschen sucht das zweite Heer eines Staates aus 36 Millionen. Entschlossen und ohne Selbstüberhebung appelliren sie nochmals an die Entscheidung des Schlachtenglücks. Wird ihnen hierbei die Gunst des Geschickes, dann sind sie mit Oestreich fertig und führen ihr Heer nach dem Westen. Dann wird sich entscheiden, ob die

Rheinbund-Fürsten und Völker so viel deutsches Blut in den Adern haben, daß sie sich einer Bundesgenossenschaft mit Frankreich schämen.

Ein Krieg Preußens gegen Frankreich ist größere Arbeit, als der Krieg gegen Oestreich. Preußen ist sich der Gefahr eines solchen Waffenganges bewußt, aber es wird ihm nicht ausweichen, wenn der Kaiser dazu nöthigt. Wie der Erfolg eines solchen Kriegs sein wird, das steht bei dem Willen, welcher die Schlachten lenkt. Ob Sieger, ob Besiegte, die Preußen werden durch diesen Krieg zu tödtlichen Feinden nicht Frankreichs, aber der kaiserlichen Dynastie.

Alle Hoffnung und alle Kraftentwicklung, welche den Deutschen in diesen Wochen vergönnt ist, ruht in dem preussischen Heer. Ist die Nothwendigkeit vorhanden, dasselbe an den Rhein zu führen, dann wird noch einmal an die Deutschen, welche nicht Bundesgenossen Preußens sind, die Frage gerichtet werden, ob sie Klienten Frankreichs sein wollen, mißachtet und verhandelt auch von den Franzosen, oder ob sie in der letzten Stunde in ihrer Seele etwas finden, was ihnen den Kampf um einen deutschen Staat theuer macht. Wir hoffen, daß wenigstens dann in den mannhaften Hannoveranern und Hessen der deutsche Sinn zu wackerem Entschluß treiben wird.

Unterdeß leben die Preußen in ähnlicher Stimmung, wie im Jahre 1813, hochgehoben sind dort die Gedanken, das eigene Leben ist weniger werth geworden und leidenschaftlich die Theilnahme der Einzelnen am Staate. Nach fünfzig Friedensjahren glüht dort im Volk wie in dem Königshause das begeisterte Gefühl auf, daß die Tage gekommen sind, wo das jetzt lebende Geschlecht sich zu opfern hat für eine gute Zukunft. Zum zweiten Mal sind sie Führer und Vertreter der deutschen Interessen geworden, unter ungünstigen Verhältnissen gegen eine ungeheuere Uebermacht. Aber es scheint das Schicksal dieses Staates, in der Noth sich seiner Tüchtigkeit und seines Verufs bewußt zu werden und die Seelen der Menschen nicht durch Milde und Gunst, sondern durch den tiefen Respekt zu erobern, den er ihnen abnöthigt. Und der Ruf, welcher die preussische Armee in Böhmen an die Sohlen der Feinde heftet, das Lieblingswort Blüchers, soll auch der muthige Feldruf der preussischen Politik sein:

**Vorwärts!**